

besonders für Ausländer sehr erleichtert. Die Typen sind nach Perioden geordnet, angefangen mit der älteren römischen Eisenzeit (ca. 0–200 n. Chr.) bis zur Zeit der Kreuzzüge (in Westfinnland bis etwa 1150, in Ostfinnland bis etwa 1300). Aus den erläuternden Texten gehen Herkunft, Datierung und Fundort sowie die über die beschriebenen Gegenstände früher veröffentlichten Untersuchungen hervor. Der Hauptteil der eisenzeitlichen Funde ist als einheimisches Produkt anzusehen; neben Funden, die fremde Einflüsse zeigen, findet sich aber auch direkte Importware aus den verschiedensten Gegenden. In den skandinavischen und baltischen Ländern, in den finnisch-ugrischen und slavischen Gebieten Rußlands, in Mitteleuropa und auf den Britischen Inseln gibt es reichlich Entsprechungen zu den Funden in Finnland. Viele von diesen, besonders aus den jüngeren Zeitabschnitten, z. B. aus der Wikingerzeit und der Zeit der Kreuzzüge, sind in Finnland sogar reichlicher vertreten als in ihren eigentlichen Ursprungsgebieten. Als Beispiel seien hier die Schwerter der fränkischen ULFBERTH-Werkstatt genannt.

Alles in allem ist Kivikoskis Buch dank der deutlichen Bilder und der klaren konzentrierten Erläuterungen ein Werk, das dem Leser eine Fülle wohlgeordneter Wissens in angenehmer Form vermittelt. Dieses Werk ersetzt im Regal meterweise frühere Literatur, die infolge ihres Alters, ihrer Sprache und ihrer Verstreutheit besonders für den ausländischen Forscher schwer zu beschaffen und schwer zu überblicken ist. Ella Kivikoskis neues Werk ist ein unersetzlicher Schatz für jeden an der Frühgeschichte Europas Interessierten, sowohl für den Laien als auch den Forscher.

Helsinki.

Aarni Erä-Esko.

Hans Georg Niemeyer und Hermanfrid Schubart, Trayamar. Die phönizischen Kammergräber und die Niederlassung an der Algarrobo-Mündung. Mit Beiträgen von Volker Pingel, Irving Scollar, Hans-Peter Uerpmann. Madrider Beiträge, Band 4. Verlag Philipp von Zabern, Mainz am Rhein 1975. 178 Seiten, 26 Abbildungen, 54 Tafeln und 24 Beilagen.

Phönikische Kontakte zum mittelmeerischen Westen und die Einbeziehung von Teilen Südspaniens in die phönikisch-westphönikische Koinē sind – zunächst nur auf der Basis literarischer Quellen – seit Jahrhunderten behauptet worden (hervorzuheben S. Bochart, *Geographiae Sacrae pars prior* [1646, 4. Auflage 1707]); zur Diskussion jedoch standen vor allem seit der geradezu phönikomanen Forschungsphase des 19. Jahrhunderts (F. K. Movers, *Die Phönizier I–II* [1841–1856]) Alter, Wesen und Umfang dieser Kontakte. Da sich die materiellen Spuren phönikischer Präsenz im westlichen Mittelmeer lange Zeit einerseits in Streufunden und unstratifizierten Einzelstücken erschöpften, andererseits die im Raum Cádiz-Gibraltar systematisch ergrabenen Reste kaum über das 5. und 4. vorchristliche Jahrhundert hinaufreichten, ist es nicht verwunderlich, daß sich zwischen (quellengläubigen) „Frühdatierern“ und (in ihrer radikalen Skepsis nicht weniger einseitigen) „Spätdatierern“ eine Kontroverse entwickelte, die nahezu ein Jahrhundert andauerte. Kompliziert, aber auch wissenschaftlich bereichert, wurde die Auseinandersetzung durch die bis in jüngste Zeit zwischen Alttestamentlern, Orientalisten, Biblischen Archäologen und mancherlei dilettierenden Interessenten mit mehr oder weniger Kompetenz geführte Diskussion zum Verständnis des biblischen Taršiš, ein Problem,

das mit den phönikischen Westunternehmungen bekanntlich in engstem Zusammenhang steht¹.

Kurioserweise waren es im wesentlichen der verspätet auch den südlichen Mittelmeerraum erreichende Wirtschaftsaufschwung nach dem zweiten Weltkrieg und der bald darauf circummediterran mit beängstigender Dynamik einsetzende Massentourismus, die in kürzester Zeit einen für die Phönikerforschung geradezu sensationellen Wandel brachten.

Die im westlichen Mittelmeerraum seit den späten 50er Jahren gewonnene politische Stabilität und relativ verbesserte Finanzlage ermöglichten archäologische Untersuchungen größeren und längerfristigen Ausmaßes; vor allem die im Küstenbereich Spaniens und Marokkos einsetzende Bautätigkeit deckte, meist zufällig, phönikische Kontaktplätze und Nekropolen auf, bewirkte freilich allzu oft auch deren eilfertige Zerstörung. Inzwischen gestattet das an den Küsten Siziliens (Mozia), Sardinien (Monte Sirai), Marokkos (Tanger, Mogador, Larache) und Spaniens nahezu gleichzeitig Erforschte und wenigstens zum Teil der Wissenschaft Bewahrte² die Feststellung, daß das seit den frühen 60er Jahren von der Archäologie zu Alter und Umfang des (jetzt begründet so zu bezeichnenden) phönikischen Faktorei- und KoloniehORIZONTES im westlichen Mittelmeer positiv Erbrachte die Aussagen der gewichtigsten literarischen Quellen (vor allem Jes 23 und Ez 27) in kaum zu erwartender Weise bestätigt hat³.

Die nähere Betrachtung des archäologischen Forschungsstandes in den oben knapp umschriebenen geographischen Zonen läßt erkennen, daß Südspanien (der Küstenraum Huelva-Cartagena) eine besondere Rolle spielt. Dort sind in weniger als zwei Jahrzehnten nicht nur die meisten phönikischen Niederlassungen bekannt geworden, dort wird nach unserer Einschätzung auch am intensivsten und besonders sorgfältig gegraben, und überdies werden die Forschungsergebnisse im allgemeinen rasch und gediegen publiziert⁴. Es darf als besonderer Glücksfall angesprochen werden, daß die Protagonisten der Phönikerforschung in Südspanien, das Deutsche Archäologische Institut, Madrid, und einzelne spanische Archäologen sowie die zuständigen offiziellen Stellen ein offenbar sehr gutes und hilfreich-kollegiales Verhältnis zueinander gefunden haben: Wie sehr dies der Forschung zugute kommt, zeigt sich nicht nur in der beträchtlichen Zahl von Publikationen spanisch/deutscher Autorentams, sondern vor allem in der aus dieser Zusammenarbeit erwachsenen lebhaften Kommunikation von Grabungsplatz zu Grabungsplatz. Der außerordentliche Vorteil dieser engen Verbindung besteht darin, daß nahezu alle phönikischen und phönikisch ableitbaren Materialien Südspaniens auf einer Fläche präsentiert werden können und daß so ein konkurrenzlos geschlossenes Bild vermittelt wird.

Das offenkundigste Ergebnis der verschiedensten, 1960 spanischerseits in Almuñécar, 1961 von deutscher Seite im Mündungsgebiet des Río de Vélez begonnenen Forschungsaktivitäten ist die Feststellung eines überraschend dichten Saumes phönikischer Kontaktplätze. Dabei bleibt in jedem Einzelfall zu klären, inwieweit

¹ Vgl. dazu meine „Untersuchungen zu Taršiš“ (in Vorbereitung).

² Auf eine vollständige Aufzählung aller Grabungsunternehmungen muß aus Platzgründen verzichtet werden; die schon früher einsetzenden Untersuchungen in Karthago und Cádiz werden als bekannt vorausgesetzt.

³ D. h. ein phönikischer Faktorei- und KoloniehORIZONT in Taršiš (= Südspanien, siehe dazu die oben Anm. 1 angekündigte Untersuchung) ist zumindest für die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts sowie für das 7./6. Jahrhundert eindeutig nachgewiesen.

⁴ Eine Gesamtübersicht bis 1971 bietet H. G. Niemeyer, Mitt. Dt. Orient-Ges. 104, 1972, 5-44.

es sich um „Kolonisation“ im eigentlichen Sinne, um Handelsfaktoreien mit begrenzter Lebensdauer und beschränktem Siedlungskontext handelt, oder ob möglicherweise nur ein kulturell phönikisch überlagerter einheimischer Wohnplatz zu verzeichnen ist⁵. Gegenwärtig reicht diese Kontaktzone (an der Küste; die phönikische Binnenpenetration stellt ein gesondertes Problem dar) von Huelva bis Villaricos (Almería), doch besteht weder Sicherheit, daß diese Ausdehnungsangabe Bestand haben wird, noch ist mit den innerhalb dieses ca. 1000 km langen Küstensaumes bekanntgewordenen der Vorrat an wahrscheinlichen Fundplätzen annähernd erschöpft.

Diese Umstände geben der historischen Interpretation weniger der Einzelbefunde als des Ganzen in gewissem Maße den Charakter der Vorläufigkeit. Man darf aber feststellen, daß sich die meisten Ausgräber dieses Umstandes wohlbewußt sind: Bei aller Versuchung, von der sich abzeichnenden Tendenz zur Bestätigung sehr früher Ansätze für die phönikischen Westunternehmungen her die Frühdatierung tatsächlich für berechtigt zu halten, ist der Boden des sicheren Wissens kaum je verlassen worden. Dies verleiht den auf breiter Front voranschreitenden Arbeiten in Südspanien nicht nur einen hohen Grad wissenschaftlicher Seriosität, sondern läßt auch einen organischen Ausbau der bisher gewonnenen Ergebnisse ohne einschneidende Korrekturen erwarten.

Die deutschen Grabungsaktivitäten, getragen von H. G. Niemeyer (Universität Köln) und H. Schubart (DAI Madrid), begannen 1961 im Raum Torre del Mar (Málaga) mit der Aufdeckung der „altpunischen“⁶ „Faktorei“⁷ „Toscanos“ an der Mündung des Río de Vélez. Das Forscherteam – verstärkt um weitere Mitarbeiter – grub dann im Laufe weniger Jahre Teile der offensichtlich zur Toscanos-Niederlassung gehörigen Nekropole „Jardín“ sowie der in ihrer Bedeutung noch unklaren Anlage „Alarcón“ aus⁸; die Arbeit in Toscanos ging daneben weiter, wenngleich aus finanziellen, aber auch auswertungstechnischen Gründen mehrjährige Pausen notwendig wurden. Über alle diese Grabungen liegen sorgfältig publizierte Vorberichte (meist in Madrider Mitt.) vor; die Toscanos-Kampagne 1964 ist als Band 6,1 der Madrider Forschungen 1969 publiziert worden. Weitere Großberichte sowie die Aufarbeitung der weitgehend chronologierelevanten Keramikfunde befinden sich in einem fortgeschrittenen Stadium der Vorbereitung.

Da die infolge von Straßenverlegungen, Urbanisationsprojekten und Bodenmeliorationen größeren Stils schnell wechselnden Verhältnisse speziell im Küstenraum Gibraltar-Motril nicht selten rasche Programmänderungen erzwingen, will man nicht potentiell unersätzlich Fundgut aufs Spiel setzen, ist es müßig zu beklagen, daß der Toscanoskomplex, welcher von seinem Materialstand und seiner gut abgesicherten Chronologie her vorerst die Bemessungsgrundlage aller weiteren Funde in diesem Raum bildet, nicht zum Abschluß gebracht wurde, ehe weitere

⁵ Die „Kolonie“-Frage ist über die Ergebnisse der archäologischen Feldforschung hinaus ein weitgehend historisches Problem, vgl. dazu die oben Anm. 1 angekündigte Untersuchung. Eine typologische Festlegung aufgrund der Grabungsergebnisse ist bislang nicht eindeutig erfolgt, scheint aber in bezug auf „Toscanos“ noch am ehesten greifbar, vgl. unten Anm. 16.

⁶ Zu dieser unglücklichen, inzwischen durch „westphönikisch“ ersetzten Bezeichnung siehe unten S. 504.

⁷ Zweifellos war Toscanos auch Faktorei. Spätere Grabungen haben wahrscheinlich gemacht, daß die Niederlassung Koloniecharakter besitzt.

⁸ Zu Jardín und Alarcón siehe G. Lindemann, H. G. Niemeyer, H. Schubart, Madrider Mitt. 13, 1972, 125–157. Zu Jardín sind soeben in Madrider Mitt. 16, 1975, 179–194 weitere Ergebnisse vorgelegt worden.

Siedlungszonen und Nekropolen wie „Trayamar“, „Morro de Mezquitilla“ oder auch allerjüngst „Chorreras“⁹ angegangen wurden. Die chaotisch anmutende Abfolge von Grabungsaktivitäten liegt also in den allgemeinen Umständen begründet; ähnliches dürfte für die etwas enigmatische Publikationsabfolge gelten.

Die hier zu besprechende Arbeit „Trayamar“ stellt vom Gegenstand her einen Neuansatz, von ihrem heuristischen Wert ein von Toscanos her zu interpretierendes Kettenglied dar. Neuansatz insofern, als die Nekropole Trayamar und die Siedlung¹⁰ Morro de Mezquitilla neue Anlagen innerhalb des Saumes phönikischer Kontaktplätze sind, deren Beziehungen untereinander wir bis jetzt nicht kennen¹¹. Kettenglied, weil, wie oben ausgeführt, Befund und Zeitstellung an dem gutentwickelten Toscanosraster gemessen werden müssen und, wie bereits der nur ca. 800 m östlich des Morro liegende neueste Fundplatz Chorreras beweist, Trayamar in keiner Weise einen Abschluß bedeutet, ganz abgesehen davon, daß die Trayamar-Arbeit zunächst nur einen Zwischenbericht gibt und speziell der Morro Untersuchungsgegenstand bleibt. Es muß begrüßt werden, daß Schubart und Niemeyer die zentrale Kompetenz dieser mannigfachen Aktivitäten behielten und so in Ansatz und Methode die unverzichtbare Kontinuität garantieren, wobei ein solider Stamm von Mitarbeitern die natürliche Gefahr von Einseitigkeit bislang erfolgreich zu bannen vermochte.

Die vorliegende Arbeit ist, wie bislang alle Rez. bekannten Publikationen des Madrider Instituts, durchweg gut gemacht; formale Kritik bleibt zumeist marginaler Natur. Daß sie, technisch verstanden, schwer zu benutzen ist, da mindestens ein halbes Dutzend komplementärer Publikationen die unverzichtbare Begleitlektüre bilden, wurde bereits erklärt.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile und drei Beiträge im Anhang. Einen zusätzlichen Anhang birgt unvermutet der Schluß (Chorreras – Zusatz nach Drucklegung), wobei man sich fragen kann, ob dieser Zusatz angesichts des wenig später publizierten Vorberichtes¹² notwendig ist.

Hauptteil I behandelt die 1967 durchgeführte Probegrabung auf dem Morro de Mezquitilla, einem der schon länger bekannten Nekropole Trayamar als zugehörig interpretierten Siedlungskomplex. Anlage der Grabung, Verlauf und Funde werden mit minutiöser Sorgfalt beschrieben. Besonders der Fundkatalog macht deutlich, mit welcher selbstkritischer Vorsicht die Stratenanalyse durchgeführt ist: Hier wird niemals sicheres Wissensterrain verlassen, und wo begründete Hypothesen sinnvoll erscheinen, sind Gesichertes und Vermutbares sauber geschieden. Die Interpretation des Materials befriedigt durchweg. Nicht ganz deutlich wird das Verhältnis der in ihrer Zeitstellung unklaren¹³ Trockenmauer zu der (in Verbindung mit ihrem Abbau) gefundenen römischen Keramik. Stammen die Keramikfunde aus der Baugrube oder aus der Mauer selbst (S. 7; 47)? Und ist, wenn letzteres zutrifft, die Zurückhaltung gegenüber einer Datierung in römische Zeit nicht übertrieben? Mehr Vorsicht scheint uns hingegen bei der Deutung des mit den beiden Orthostaten verbundenen Baukomplexes innerhalb des östlichen Suchschnitts (S. 7 ff.; Tafel 28 a;

⁹ Vgl. M. A. Aubet, G. Maass-Lindemann, H. Schubart, Chorreras. Eine phönikische Niederlassung östlich der Algarrobo-Mündung. Madrider Mitt. 16, 1975, 137–179.

¹⁰ Eine präzise Klassifizierung dieser Niederlassung als Faktorei, Kolonie usw. kann aufgrund des bislang zu geringen Kenntnisstandes nicht erfolgen, siehe dazu auch unten S. 499 f.

¹¹ Der innere Abstand zum Toscanos-Komplex beträgt 5, der äußere 7 km, vgl. die Karte bei Niemeyer u. Schubart, Madrider Forsch. 6, 1 (1969) Beilage 1.

¹² Siehe oben Anm. 9.

¹³ Obgleich S. 5–7 die Datierung der Trockenmauer ausdrücklich offengelassen wird, erkennt die entsprechende Bildunterschrift (Taf. 28 b) auf „römerzeitlich“.

Beilagen 5;6) geboten; dort einen Opferplatz zu vermuten, mag angesichts der markanten Brandschicht mit Tierknochenresten angehen. Den Quaderverbund aber gleich für einen Brandopferaltar in Anspruch zu nehmen, muß nach dem Gesamtbefund doch weit hypothetischer bleiben, als die Formulierung (S. 9 unten) erkennen läßt.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß es zwingend erscheint, die Keramik form- wie materialanalytisch an der Toscanoskala zu messen. Wenn auch die Toscanosmaterialien noch nicht vollständig publiziert vorliegen, so führen doch die in Madrider Forsch. 6,1 und den späteren Vorberichten vermittelten Erkenntnisse zu dem Eindruck, als seien die typologischen Reihen der wichtigsten Keramikformen überzeugend bestimmt¹⁴. Die phönikische Keramik vom Morro de Mezquitilla läßt sich insgesamt – ohne auf Quantitäten einzugehen, was bei dem geringen Grabungsvolumen ohnehin nicht sinnvoll sein kann – gut an das Toscanosmaterial anschließen, eine erfreuliche Bestätigung der bisher geleisteten Arbeit. Anerkennung verdient die Bemühung (dies sei auch schon im Vorgriff auf Trayamar gesagt), die Materialien am spanisch-phönikischen, am tartessischen und am außerspanischen westphönikischen Horizont zu messen. Dieser Horizont wächst zusehends zusammen und offenbart bemerkenswerte Zusammenhänge. Der auf dem Morro beobachtete beträchtliche Anteil einheimischer handgemachter Keramik scheint uns beim gegenwärtigen Forschungsstand das bemerkenswerteste Ergebnis dieser Grabung zu sein, besonders wenn man dabei die sich gegenüber Toscanos bislang abzeichnende Fundproportion (angenommene Relation 1:15) berücksichtigt, wobei keineswegs eine vollständige Übereinstimmung der Formen festzustellen ist (S. 55). Die für die handgemachte Ware gebotenen Ableitungen überzeugen; bei der historischen Interpretation der engen Berührung kupferzeitlicher Keramikformen mit eindeutig phönikischem Material üben die Autoren eine angesichts des noch sehr lückenhaften Kenntnisstandes zu Einzelercheinungen der kupfer- und bronzezeitlichen Kulturen des Westens und Südens der Iberischen Halbinsel¹⁵ kluge Zurückhaltung und beschränken sich auf die Nennung der möglichen Erklärungsalternativen (S. 58). Es bleibt zu hoffen, daß weitere Untersuchungen trotz der von den Ausgräbern prophylaktisch geäußerten Skepsis eine Klärung des Verhältnisses zwischen einheimischem und Fremdhorizont erbringen, zumal diese Frage, die im Zentrum des historischen Interesses steht, bislang allgemein zu kurz gekommen ist. Speziell in diesem Zusammenhang ist zu monieren, daß die Bezeichnungen „Siedlung“, „Kolonie“ und „Faktorei“ für alle in unserem Zusammenhang betroffenen Siedlungen neben- und durcheinander verwendet werden, ohne daß bisher eine präzise Funktionsanalyse hätte erfolgen können. Ist es schon im Falle des wesentlich besser bekannten Toscanos kaum gelungen, mit letzter Sicherheit festzustellen, ob der Platz sich von einer „Faktorei“ zu einer „Kolonie“ entwickelte, da bislang weder für das eine noch für das andere ein verlässlicher Typus erarbeitet wurde¹⁶, so ist aufgrund des bescheidenen Grabungs-

¹⁴ Hierzu wird die seit längerem angekündigte Untersuchung von Maass-Lindemann (Madrider Forsch. 6,3) dringend benötigt. Den als keramische Leitformen vielfach unterschätzten Tellern hat Schubart eine ausführliche Untersuchung gewidmet, deren Publikation für *Rivista Studi Fenici* 1976, 2 vorgesehen ist.

¹⁵ Schubarts soeben erschienene Arbeit: *Die Kultur der Bronzezeit im Südwesten der Iberischen Halbinsel*. Madrider Forsch. 9 (1975) schließt einen Teil dieser Lücke.

¹⁶ Siehe oben Anm. 5. Wir verkennen nicht, daß dies ein schwer zu lösendes Problem ist. Eine „Faktorei“-Funktion für Toscanos macht das dort ausgegrabene Magazin-Gebäude (vgl. zuletzt Madrider Mitt. 13, 1972, 134ff.) wahrscheinlich; Handelsaktivitäten hat aber vermutlich jede phönikische Niederlassung, gleich welchen Typs, entwickelt. Wissen möchte man vor allem, auf welche dieser Plätze die durch innenpolitische Spannungen und außenpolitische Kräfte-

volumens auf dem Morro eine siedlungstypologische Aussage erst recht nicht möglich. Die dafür gelegentlich gewählte Bezeichnung „Faktorei“ ist durch den Befund nicht ausreichend begründet und entspricht nicht der richtigen Feststellung (S. 58), daß es nicht Aufgabe der Fundpublikation einer Probegrabung sein könne, endgültige Antworten zu geben.

Hauptteil II behandelt die von ihrem Aussagewert zunächst weitaus relevanter erscheinende Nekropole „Trayamar“; vor allem dieser Fundkomplex rechtfertigt u. E. die aufwendige Publikation in hohem Maße. Bekanntgeworden sind bislang fünf Kammergräber, von denen allerdings nur die Gräber 1 und 4 befriedigend untersucht werden konnten, während die Gräber 2, 3 und 5 nur mehr oder minder bescheidene Beobachtungen zuließen, welche sich aber als glückliche Ergänzungen erwiesen haben. Die abenteuerliche Geschichte der Erarbeitung dieses Komplexes spricht für sich, und man muß dankbar sein, daß unter solch unglücklichem Stern derart positive Arbeit geleistet wurde. Der Baubefund und seine Interpretation unterstreichen die außerordentliche Bedeutung dieser Nekropole; er scheint gegenüber dem Inventar der Gräber, bei dessen Bestimmung wiederum Sorgfalt und kluge Zurückhaltung bestechen, die wichtigeren Ergebnisse zu bringen, erlaubt er doch Parallelisierungen, die deutlich machen, daß rein phönikische Architekturprinzipien (besonders bei Grab 4) zur Anwendung kamen. Dabei wird für die neben der Holzdachkonstruktion zu Recht als besonders bemerkenswert hervorgehobene Quader/Holz-Verbindung außer den sinnfälligen Parallelen aus Ras Shamra mit gutem Grund auf I Kön 6,36 und 7,12 (Monumentalarchitektur Salomos) hingewiesen. Dabei hätte ein Blick in M. Noths Kommentar (Biblischer Kommentar AT IX 1 [Neunkirchen-Vluyn 1968] 128) gelohnt, wo einleuchtend über den Sinn dieser Bauweise reflektiert wird (gegenüber S. 113). Nicht ganz korrekt scheint uns der Hinweis auf das Vorkommen dieser Technik in Samaria (S. 119 mit Anm. 154); dort handelt es sich nach J. W. Crowfoot, K. M. Kenyon, E. L. Sukenik, *Samaria-Sebaste I: The Buildings at Samaria* (Neudruck London 1966) um eine „sunbaked bricks and timber“-Konstruktion; vgl. auch Th. A. Busink, *Der Tempel von Jerusalem* (Leiden 1970) 226, der mißverstanden zu sein scheint, da der spärliche Samariabefund an Quader/Holz-Architektur schwerlich mit dem Trayamarbefund vergleichbar ist. Umgekehrt ist Businks an sich berechtigte Warnung (a. a. O. 584), den Anteil tyrischer Baumeister an den Großbauten Salomos überzubewerten, durch den Trayamarbefund an einem wichtigen Punkt weitgehend relativiert worden.

Mit den Autoren ist das Fehlen direkter östlicher Vorbilder für die Kammergräber zu beklagen. Trösten kann hier nur – wie in zahlreichen anderen Fällen – die vielfach unbefriedigende Grabungs- und Publikationslage im vorderasiatischen Raum. Die Beziehung zu Cypern und innerhalb der westphönikischen Koinē werden sehr nachdrücklich herausgearbeitet; sie lassen erkennen, daß dominierende kulturelle Impulse in dieser Zeit nach wie vor vom Mutterland ausgingen, zu deren Rezeption freilich immer auch individuelle Entwicklungen treten¹⁷. Daß das ostmediterrane

verschiebungen im Mutterland provozierten Auswanderungen (8.–7. Jahrhundert) bestimmende Auswirkungen gehabt haben. Erst in Verbindung mit solchen Auswanderungen dürfte es im Westen zu Koloniebildungen gekommen sein; vermutlich ist aber nicht jede „Faktorei“ weiterentwickelt worden.

¹⁷ Die Autoren unterscheiden (S. 119) offenbar nicht zwischen politischer und kultureller Abhängigkeit der Westphöniker, besonders Utikas, von Karthago. Beide Abhängigkeiten sind nicht ausreichend untersucht, doch sollte vor allem die kulturelle zu keinem Zeitpunkt überschätzt werden.

angeregte Kammergrab der Westphöniker auch im iberischen (tartessischen) Raum Nachahmung fand, ist ebenfalls bemerkt; daß freilich die Quader/Holz-Bauweise von Ullastret im hier behandelten Kulturstrom zu begreifen sei (S. 122), scheint uns zweifelhaft.

Da neben den Kammergräbern in Trayamar angeblich auch Schachtgräber vorkommen (S. 80), wie sie in Almuñécar ausschließlich erscheinen¹⁸, wird es der Klärung des Verhältnisses beider Grabtypen zueinander bedürfen. Diese wird hoffentlich dann erfolgen können, wenn im Zuge weiterer Untersuchungen solche Gräber tatsächlich gefunden werden, zumal die Bemerkungen von G. Maass-Lindemann zu diesem Thema bei allem Verdienst entscheidende Fragen offen lassen¹⁹.

Der eindrucksvolle Architekturbefund der Trayamar-Nekropole darf jedoch die wichtigen Grabinventare und ihre Deutung nicht übersehen machen. Bemerkenswert ist zunächst der Wechsel von Brand- zu Körperbestattung, der in Grab 4 beobachtet wurde (S. 87f.). Das einleuchtend aufgewiesene Nacheinander dieser Bestattungstypen in einer über längere Zeit belegten Grabkammer wird lediglich konstatiert; Überlegungen zu diesem Wandel tun not²⁰. Auch der Hinweis (S. 123), daß zu den eigentlichen Grabbeigaben, wie auf Cypern, nach Schließung des Grabes noch Weihgaben (Kultverrichtungen am Grabe zu festen Gedenkterminen?) treten, ist bedeutsam; die Bestimmung eines Beigaben-„Kanons“ wird durch Trayamar wesentlich gefördert (S. 151f.)²¹. Das archäologisch Erbrachte bedarf nun rasch einer kultgeschichtlichen Analyse.

Bietet die Keramik der Grabinventare die Möglichkeit zur Komplettierung der in Almuñécar und am Toscanoskomplex gewonnenen Erkenntnisse, so führen die den Beraubungen entgangenen Schmuckteile z.T. in neue Richtungen. Das vordergründig auffälligste Stück, ein Scheibenanhänger aus Gold, scheint dabei sowohl ikonographisch wie ikonologisch weiterer Klärung zu bedürfen (neben der angegebenen Literatur lohnt auch die Lektüre von O. Eissfeldt, Die Flügelsonne als künstlerisches Motiv und als religiöses Symbol. Forsch. u. Fortschr. 18, 1942, 145–147, wiederabgedruckt in: O. Eissfeldt, Kleine Schriften II [Tübingen 1963] 416–419). Bei seiner Datierung hat man – obgleich methodisch sinnvoll das Stück nach der Grablage und nicht umgekehrt bestimmt wurde – die sonst geübte Vorsicht aufgegeben (S. 140). Hier muß u. E. die Zeitmarge breiter bleiben, so verlockend ein Überwinden der Laufzeitschranke immer scheinen mag. Lösbar könnte die Frage des Entstehungsortes werden; die Analysen V. Pingels – auf die zurückzukommen sein wird – deuten (bei aller noch gebotenen Zurückhaltung) die Möglichkeit an, daß es sich um einheimisches Gold handelt.

Von den übrigen Metallfunden sind nur noch der eiserne Nagelkopf ob seines Vorkommens an sich und eine Bronzefibel mit Doppelspiralbügel besonders zu erwähnen; alle weiteren Metallfunde scheinen uns souverän und unanfechtbar gedeutet.

Bezüglich der Fibel neigen die Autoren offenbar der Auffassung zu, dieser Typ stamme aus dem östlichen Mittelmeerraum (S. 144). Ohne die zitierte Arbeit von R. Navarro zu kennen, können wir uns nach sorgfältiger Prüfung der Vorlagen

¹⁸ Vgl. M. Pellicer Catalán, Excavaciones en la necrópolis púnica „Laurita“ del Cerro de San Cristóbal (Almuñécar, Granada). Exc. Arq. Esp. 17 (1962) passim.

¹⁹ Phönikische Grabformen des 7./6. Jahrhunderts v. Chr. im westlichen Mittelmeerraum. Madrider Mitt. 15, 1974, 122–135, bes. 127.

²⁰ Die hierzu von Maass-Lindemann, Madrider Mitt. 15, 1974, 127 vorgetragenen Gedanken bleiben doch wohl zu vordergründig.

²¹ Vgl. demgegenüber ebd. 124; 128f.

W. Schüles²² und des gegenwärtigen Fundstandes in Südspanien dieser Auffassung nicht anschließen, sondern möchten an seiner westmediterranen Herkunft festhalten. In Anbetracht der Mannigfaltigkeit der phönikischen Handelskontakte könnten diese Fibeln z.B. von Sizilien direkt oder per Zwischenhandel nach Südspanien gekommen sein, wie auch die Autoren unterstellen, bei denen freilich nicht deutlich wird, wieso sie überhaupt eine ostmediterrane Ableitung ins Auge fassen.

Was an Positivem für die Behandlung des überwiegenden Teils der Metallfunde festzustellen war, gilt in gleicher Weise für die Fundmaterialien aus Stein, wobei eine zusammenfassende Untersuchung der Alabastergefäße des westphönikischen und tartessischen Horizontes und ihrer unterschiedlichen Verwendung in phönikischem und nur phönikisch beeinflusstem Kontext notwendig erscheint.

Zustimmung verdient auch der Hinweis auf den „historischen Zeugniswert“ des in Grab 4 gefundenen Elfenbeinkästchens (S. 150), ohne daß uns nach B. Freyer-Schauenburg, W. Schüle und M. E. Aubet gegenüber A. Blanco und A. M. Bisi die Herkunft der in Südspanien gefundenen Elfenbeine zweifelsfrei geklärt scheint.

Die Behandlung der Perlen (S. 151) schließlich endet mit der programmatischen Forderung, man möge stärker als bisher einheimische Herstellungsmöglichkeiten (ist dies mit „verschiedenen Gebieten“ gemeint? – anders die Bemerkung keinen rechten Sinn ergäbe) gegenüber den „stets und ausschließlich“ behaupteten Importabhängigkeiten in Betracht ziehen. Das ist eine wohlfeile Forderung, vor allem, wenn man berücksichtigt, wie sehr der sich eben in Spanien entwickelnde (weitgehend undifferenzierte) Tartessosanspruch in die (ebenso falsch-einseitige) Gegenrichtung zielt.

Die Gesamtinterpretation der Grabinventare (Beigabekanon!) besticht ebenso wie die vorgeschlagene Chronologiehypothese (Ende 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts bis gegen 600). Hier lassen weitere Untersuchungen gewisse Modifizierungen, aber kaum Änderungen von Gewicht erwarten.

Von den drei komplementären Beiträgen im Anhang ist derjenige H.-P. Uerpmanns zu den Tierknochenfunden vom Morro de Mezquitilla am wenigsten problematisch. Wie der Autor selbst feststellt, bleibt der Aussagewert der gemachten Funde wegen der kleinen Grabungsfläche vorläufig gering. Aus dem Fehlen des Schweins zu rasch weitgehende Schlüsse zu ziehen, hat sich schon in Toscanos als nicht empfehlenswert erwiesen²³: Hier bleibt also das Ergebnis weiterer Untersuchungen abzuwarten.

Auf knapp vier Seiten ist dem Beitrag I. Scollars zu entnehmen, daß „der Versuch, mit Hilfe von elektrischen und magnetischen Bodenwiderstandsmessungen den meist tief unter der heutigen Oberfläche liegenden Gräbern näher zu kommen“ (so Niemeyer u. Schubart S. 59), erfolglos war. Scollars minutiöse Darstellung, mit welchen technischen Mitteln und aus welchen Gründen der Versuch scheiterte, kann kaum anders als heroisch bezeichnet werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß der technische Fortschritt von Prähistorie und Feldarchäologie fernzuhalten sei, möglicherweise kommt aber der hier gegebenen Darstellung des Mißerfolgs didaktischer Wert zu.

Daß Metallanalysen, im besonderen Goldanalysen, im Rahmen vorgeschichtlicher Metallurgie einen bedeutenden heuristischen Wert besitzen, ist inzwischen

²² Die Meseta-Kulturen der Iberischen Halbinsel. Madrider Forsch. 3 (1969) 26 ff.; 143 f.

²³ Vgl. W. Schüle, Madrider Forsch. 6, 1 (1969) 123, und die Korrekturen: E. Soergel, Die Tierknochen aus der altpunischen Faktorei von Toscanos. Madrider Mitt. 9, 1968, 111–115; H.-P. Uerpmann in: Studien über frühe Tierknochenfunde von der Iberischen Halbinsel 4 (München 1973) 59 ff.

wohl allgemein akzeptiert. Von daher verdienen V. Pingels „Bemerkungen zu den Analyseergebnissen der Goldfunde von Trayamar“ besondere Beachtung. Dem Umstand, daß der Forschungsstand weitreichende Aussagen nicht zuläßt, trägt der Autor durch eine an Unverständlichkeit grenzende Vorsicht seiner Formulierungen Rechnung. Dabei ergeben Pingels Ausführungen (vorbehaltlich der Richtigkeit unserer Interpretation!) durchaus ein klares Tendenzbild, dessen wesentliche Perspektiven sich vielleicht so zusammenfassen lassen:

1. Ein Teil des Goldes der Trayamarinventare scheint Zulegerungen erfahren zu haben.

2. Materialzusammensetzungen dieser Art kommen auf der Iberischen Halbinsel zwar auch in nichtphönikischen Fundbeständen vor, doch liegen diese zeitlich nicht vor der phönikischen Einflußnahme.

3. Das Trayamar-Gold ist nicht von „einheimischem“ Gold gleicher Zeitstellung zu trennen; es dürfte sich beim überwiegenden Teil des Materials um Gold von der Iberischen Halbinsel handeln, ungeachtet der Bearbeiter.

4. Die Verbreitung des vergleichbaren Materials (ohne auf die Verwandtschaft der Fertigprodukte zu achten) konzentriert sich auf den Süden und Westen der Halbinsel.

Uns scheint dies ein interessantes Ergebnis, das freilich der Bestätigung bedarf. Gegenüber bestimmten methodischen Ausgangspositionen haben wir Bedenken, die wir ebenfalls zusammenfassen möchten:

1. Solange keine Analysen von sicherem phönikischem Goldimport vergleichbarer Zeitstellung vorliegen, sind Aussagen über das Erlernen phönikischer Legierungstechniken auf der Iberischen Halbinsel kaum möglich.

2. Angesichts der beträchtlichen Varianten allein in der Goldzusammensetzung des Trayamarmaterials reicht die Gesamtzahl der Analysen statistisch nicht aus.

3. Solange Aussagen über den Beginn der phönikischen Einflußnahme hypothetisch sind, haben Vermittlungshorizonte (wie die von Pingel insinuierte Relation Trayamartechnologie – jüngerer Castro-Kultur-Gold) wenig Beweiskraft.

4. Nach der Verbreitung würde man gleichermaßen annehmen können, in Trayamar habe man – an verschiedenen Schmelzplätzen eingehandeltes – Gold einheimischer Provenienz und Legierungstechnik verarbeitet. Bekanntlich hat der atlantische „Zinnweg“ auch einen nord-südlichen Austausch gebracht.

Diese und andere Überlegungen lassen uns zweifeln, ob der Anm. 365 unterstellte „repräsentative Querschnitt“ tatsächlich gegeben ist und ob das (Anfangs-) Stadium der entsprechenden Forschungen überhaupt Interpretationen gestattet. Hier sollte jedoch mit aller Intensität weitergearbeitet werden.

Betraif das bisher Gesagte zunächst den Forschungszusammenhang, in dem die vorliegende Arbeit zu sehen ist, und ihren Inhalt, so bleiben abschließend einige Bemerkungen zur Form notwendig.

Wie Toscanos I ist das Buch ausgezeichnet gemacht; Zeichenarbeiten und Dokumentationsteil sind perfekt, wengleich auf einigen Fotos eine Meßplatte nützlich wäre. Bedauern muß man das Fehlen einer Bibliographie, zumal die gute Literaturkenntnis der Autoren auf einen weiten Publikationshorizont ausgreift. Einige redaktionelle Unzulänglichkeiten stören gelegentlich den guten Gesamteindruck: Daß „phönizisch“ und „phönikisch“ nebeneinanderstehen (S. 141; 146; 164 auf derselben Seite) ist ebenso unnötig wie *campana/campaniense*, *Utika/Utica* und *Motya/Mothyia* (wobei letzteres – wie Anm. 295: Rölling statt Röllig – ein Versehen sein mag). Die Groß/Kleinschreibung von Spezialbegriffen ist nicht ausreichend koordiniert, und es mutet seltsam an, daß hauseigenen Publikationen falsche Er-

scheinungsjahre beigelegt werden (Anm. 259 Schubart; Anm. 348 Schüle); Zeitschriftenabkürzungen orientieren sich keineswegs immer an dem institutsverbindlichen Modus und sind nicht einheitlich verwendet. Nicht selten wird umständlichst zitiert. Weniger marginal als die aufgezählten (und einige weitere) Unkorrektheiten sind Irrtümer, wie der, Golfe du Lion mit „Golf von Lyon“ (S. 45) wiederzugeben und den phönikischen Hafen von Cádiz „La Caleta“ mit „Canaleta“ (S. 132) zu bezeichnen. Laut Anm. 178 soll Grab 9 von „La Joya“ durch I. Gamer-Wallert „sicher datiert“ sein; Tatsache ist, daß für dieses Grab ein sicherer Terminus ante quem non gefunden werden konnte. Von einem „turdetanisch-iberischen Hinterland“ sollte man (gegen A. Schulten) für das 7. Jahrhundert nicht sprechen, da uns „Turdetaner“ erst Jahrhunderte später in diesem Raum begegnen. Zu bemängeln ist schließlich, daß sich, nachdem der Terminus „altpunisch“ zugunsten von „westphönikisch“ aufgegeben worden ist (vgl. S. 115 Anm. 129), sich mit der neuauftretenden Bezeichnung „ostphönikisch“ (S. 138) neue Mißverständnisse verbinden müssen. Sollte eines Tages östlich der Phönikerstädte an der Levanteküste ein (schon wegen Ez 27 zu vermutender) Faktoreihorizont erkennbar werden, wird in der Tat der Terminus „ostphönikisch“ sinnvoll sein. Bis dahin reichen die Bezeichnungen „phönikisch“, „westphönikisch“ und karthagisch (mit Vorsicht und Sorgfalt auch „punisch“ = zu Karthago gehörig) zur sprachlichen und sachlichen Differenzierung völlig aus.

Daß die aufgelisteten Beanstandungen im Verhältnis zum Ganzen nahezu bedeutungslos sind, versteht sich von selbst und ist wiederholt betont worden. Die bedeutende Leistung, die sich mit dem vorgelegten Band verbindet, steht ebenso wie dessen Gesamtqualität außer Frage. Nach Toscanos I ist Trayamar I ein wichtiger weiterer Meilenstein bei der Erhellung der westphönikischen Koinē. Es ist zu wünschen, daß bald weitere folgen mögen.

Konstanz.

Michael Koch.

J. M. de Navarro, The Finds from the Site of La Tène. Volume I: Scabbards and the Swords found in them. Part I: Text. Part II: Catalogue and Plates. Oxford University Press, London 1972. Part I: XXVI und 354 Seiten und 37 Abbildungen. Part II: VIII und 101 Seiten (S. 355–456) und 158 Tafeln.

J. M. de Navarro gilt mit Recht als einer der wenigen Spezialisten, die sich intensiv mit latènezeitlichen Schwertern und Scheiden beschäftigten. Von den Erkenntnissen der älteren Forschung ausgehend, hat er meines Wissens als erster in einem derartigen Umfang versucht, sämtliche typologischen Merkmale des Schwertes und vor allem der Scheide zu analysieren und für chronologische Fragen nutzbar zu machen.

Die jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Fundstoff der Station La Tène regte ihn dazu an, in fast allen La Tène-Provinzen, von England über Frankreich und Deutschland bis nach Ungarn und auch mit Blick auf Italien, nach Analogien zu suchen. Die Kenntnis dieses umfangreichen Vergleichsmaterials nutzte er bei der Vorlage von Scheiden und Schwertern des wohl waffenreichsten Fundortes im keltischen Einflußbereich. Dem ersten Band sollen weitere folgen, in denen der Verf. sämtliche anderen Offensiv- und Defensivwaffen, Fibeln, Geräte u. ä. vorlegen will.

Nach einer Einleitung, in der Fundumstände, Forschungsgeschichte und datierende Anhaltspunkte für die Station La Tène erörtert werden (S. 1ff.), beginnt